

# Sächsische Arbeiter-Zeitung

Verlagsort: Bergstraße 1.  
Verlag: Sächsische Arbeiter-Zeitung.  
Erscheinungsort: Dresden.

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Verlagsort: Bergstraße 1.  
Verlag: Sächsische Arbeiter-Zeitung.

Die „Sächsische Arbeiter-Zeitung“ erscheint wöchentlich dreimal; Sonnabende mit dem Beiblatt „Nach der Arbeit“. Preis monatlich 60 Pf. Einzahlungen 20 Pf. durch die Post bezogen vierteljährlich 2 M., 30 Pf.  
**Nr. 131.** **Dresden, Donnerstag den 9. Juni** **1892.**

**Zu den Soldatenausschreitungen.**  
Auf die Zeit der Mißhandlungen ist jetzt die Zeit des militärischen Straßendruckens gekommen. Unsere glorreiche Armee, das Schoßkind des Staates, der verhäßteste Stolz unserer Bourgeoisie, offenbart sich in immer neuen Ausschreitungen als wahrhaft vollendetes Tierbeistand des menschlichen Zivilisations an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Armeen zeigt sich wichtig der riesigen Belohnungen, die sie verschlungen, sie zählt die Opfer, die sie dem Volke abverlangt, mit Rind und Hirsen zu rechnen.  
Wunderbar ist die Haltung der bürgerlichen Presse bei den massenhaften Ausschreitungen, die fast täglich aus irgend einer Stadt her die Kunde von einem neuen Lieferfall seitens königlich-kaiserlicher Jünglinge bringen.  
Als der sozialdemokratische „Vorwärts“ Anfang dieses Jahres den Erlass des sächsischen Herzogs Georg veröffentlichte und damit kanibalische Vorkommnisse in den Ferienkolonien aufdeckte, wie sie sich eine noch so schwarzerfährte Phantasie nicht hätte träumen lassen, da erhoben natürlich auch die Bourgeoisipresse ihre Häupter, öffneten ihre Mäuler und schrien Jeter und Werber über diese — „Auswüchse“ eines sonst so vorreflexiven und für das Wohl des Vaterlandes notwendigen Instituts wie der Militärismus. Diese Auswüchse müssen, so schaltete es von den konservativen Hintermännern des feinsten und vornehmsten aller Stände, des Offiziersstandes, bis zu den liberalen Hintermännern der einjährig-fronpflichtigen dienenden und „schmierenden“ Selbstverwirklichung, diese Auswüchse müssen beseitigt werden, diese Flecken müssen von dem so: eckbaren Schilde unserer Armee entfernt werden. Und man rief und büffelte darauf los. Wartet nur, Ihre vermaledeiten Sozialdemokraten, die Ihr die ganze Armee wegen der paar Mängel, die Ihre anhaften, verdammten und mit Euren Verdächtigungen verurteilt, wartet nur ab; der herzogliche Erlass wird schon was nützen, die Herren Regimentskommandeure werden die 18-jährigen Rekruten einjährig-fronpflichtigen, die Hauptleute werden ihren Unteroffizier „Pausen“ halten, wobei der Unterschied zwischen einer sog. maßvollen und gerechtfertigten Züchtigung und einer Mißhandlung klar gelegt werden wird; dann Ihre Sozialisten sollt Ihr mal sehen, wie sauber, rein und unspätbeisitzend unser „Volk in Waffen“ wieder dastehen wird.  
Aber ach, die bürgerliche Presse schweigte zu früh in sich angenehmen Zukunftsbildern; es kam ganz anders. Als sie sich an den Fäden der Mißhandlungen müde geschrien hatten, siehe da kamen an anderen Stellen, die bisher so blutstill waren, ganz von selbst, man merkte gar nicht wie es geschah, andere Flecken zum Vorschein. Diese Flecken waren nicht weniger häßlich als die früheren. Es war nicht schön, wenn der Husaren-Reimant

red nimmt ihm keiner — plötzlich war's jung' perri. Und von da an hat er — den Schlüssel immer bei sich tragen, sogar bei der Nacht, ich hab ihm nicht drauf kommen können; aber die Neugier hat mich nie gering peinig, und ich hab' mir g'sagt, was der Dax vor seiner leiblichen Mutter so verstellen thut, das kann nichts Gutes sein — und da —  
„Habt Ihr die Kruse erbrochen?“  
„Das bitt' ich mir nit trauf', niemals nit, und —“  
„Ihr Gesicht nahm einen ungemün ver-schmitzten Ausdruck an, „da wär' mit der Georg halt auch gleich drauf kommen. Na, das hab' ich nit thau, aber ich hab' alle Schlüssel zusammen-g'sucht, die ich nur hab' finden können, und hab' so lang probirt, bis einer paßt und da — wo und da ist halt die Kruse gleich offen g'weht.“  
„Guch hat die beste Absicht geleitet, und so ist kein Unrecht dabei.“  
„Ich fühl' v' Hand Hochwürden, es ist mir ein wahrer Trost, daß Sie so reden.“  
„Ich will auch jede weitere Verantwortung übernehmen, aber jetzt mit die Bücher.“  
„Sie müssen es thau“, sagte die Gräfin hinzu, „als Witter haben Sie die Pflicht, nicht nur red' selbste, sondern auch das geistliche Wohl Ihres Sohnes zu überwachen und alles Schädliche hintanzu halten.“  
Die Hofier holte den Schlüssel. Sie spreizte auf und schlug den Deckel zurück.  
„Gleßin und die Gräfin waren verzuggetreten, erwartungs-voll dringten sie sich vor, der Vater in überbender Spannung.“  
Die Hofier war niedergesunken. Bekümmert legte sie den linken Pergamentdeckel bei Seite, das Galakted ihres Schmuckes und die Sonntagsgeweihe, und säuberte ihren Hofier unter den noch darin befindlichen Gegenständen herum, dann rief sie: „Mus is, die Bücher sind weg!“ Gleßin klappte

Die Konservativen denken wenigstens folgerichtig, sie sagen sich eben: Wir brauchen die Armee, der Militarismus ist unsere Versorgungsanstalt, das Feld unserer Ehren und Freuden, da müssen wir auch einige Unannehmlichkeiten mit in Kauf nehmen. Die Liberalen dagegen schaukeln gar gewaltig über die „Eingriffe in unser selbste, bürgerliches Leben“, sie haben die Mittel in der Hand, um die Besitztümer zu vernichten und den Militarismus zu „reinen“; die Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens und, als Höhepunkt alles „liberalen“ Denkens, das Verbot des Waffenragens außerhalb des Dienstes. Wenn der Kaiser Staat diese Wünsche des Liberalismus erfüllen wollte, dann wäre alles gut und schön, dann wäre die Armee wie ein Engel rein, dann sind die Gut- und Buhner des Proletariats „auf dem Altar des Vaterlandes“, sowie die Jahre des unbedingten Gehorsams gegenüber den Kommandos der privilegierten Klassen durchaus gerechtfertigt und notwendige Voraussetzungen für die Erhaltung der Ordnung und guten Sitte, d. h. des Kapitalismus und der Ansehensgierigkeit.  
Als die Soldatenschreitungen die Öffentlichkeit erregten, da sagten wir legentlich, daß diese und ähnliche Vorkommnisse nicht vollständig und dauernd beseitigt werden könnten, wenn man sie nur von außen her behandelt, wenn man diese aufbrechenden Geschwülste mit Schneiden und Brennen zu kurieren versucht. Wir sagten es voraus, daß ein kranker Volk immer von Neuem solche Krankheits-entzündungen aufweisen müßte, daß anstatt einer gebesserten Wunde zwei neue entzünden würden. Die Verfechter der bestehenden Ordnung aber riefen: Ach was, der Militarismus ist kein kranker Volk, er ist im Grunde ganz gesund! — Wer hat nun Recht behalten? Geht es dem Militarismus nicht wie einem Schwindsüchtigen, der noch auf Erholung hofft, während die Schatten des Todes ihn bereits umfassen? Wer von einer Krankheit in die andere fällt, ist der gesund?  
Und bei alledem geben wir noch den Ver-theidigern des heiligen Systems zu, daß die frühere Krankheit, nämlich die Leibes- und Seelenqualen der Mißhandlungen, aufgehört haben. Wenn auch Eugen Richter, frohlockend, daß er dem Militarismus eine Schmeichelei sagen kann, in der „Frei. Bzg.“ andruckt: „Von Mißhandlungen Untergebenen hat man erfreulichweise in der letzten Zeit weniger gehört.“ — so müßte man doch ein Jodel über ein echt nicht-überlebend freier sein, um an das Aussehen der Soldatenschreitungen oder auch nur an eine merkliche und dauernde Besserung in Hinsicht stellende Abnahme denken zu glauben. Wenn man von Soldaten-mißhandlungen nicht hört, so ist dies bei der abgeschlossenen Stellung des Soldatenwesens noch nicht der mindeste Beweis für ihr Nichtvorhandensein. Hätten die Sozialdemokraten nicht zufällig den Erlass Herzog Georg's ausgegraben, dann hätte Eugen Richter trotz seiner feis- und frei-

sinnigen Ohren auch heute noch „erfreulicherweise wenig davon gehört“.  
Die neuerlichen Soldaten-Ereignisse sind uns ein neuer Beweis für unsere Anschauung, daß der gesammte heutige Militarismus im Widerspruch steht zu der Zivilisation unseres Zeitalters, daß er ein Uebel ist, ohne dessen völlige Ausmerzung eine Gesundung unseres Volkstums ein Ding der Unmöglichkeit ist. Wir wundern uns keinen Augenblick darüber, daß solche Ausschreitungen vorgekommen sind; wir wissen vielmehr im vorweg, daß in der folgenden Zeit diese Ausschreitungen sich im wachsendem Maße vermehren werden, so lange überhaupt dieses System Bestand behalten wird. Das System des Militarismus erzeugt mit Notwendigkeit dergleichen Auswüchse. Heer und Volk sind durch eine tiefe Kluft künstlich von einander getrennt; das Heer wird zugestandenem-maßen immer weniger um das bessere als um das „worseen Feindes“ willen gehalten; das Bürgerthum wankelt im Glauben vor ihm als seinem Hort für die Zeit der Noth, wein etwa die ge-heiligten Selbsttä in Gefahr geraten könnten; Offiziere und Unteroffiziere haben eine ungeheure Macht über Leben und Tod ihrer „Untergebenen“; bei den Offizieren kommt noch hinzu, daß sie vermöge ihrer Geburt, ihres Namens, ihres schnellen Aufstiegs zu Befehlshabern über die „gemeinen Mannschaften“ sich leicht einen be-sonderen Hochmuthswinkel in den Kopf setzen; dazu rechnet man alle die anderen Vortheile der militärischen Zwangsgewalt und man wird es sehr begreiflich finden, daß aus einem derartigen Voben solche Schreiklagen wie die Schindereien und Sitteläufereien immer von Neuem hervorzuzwachen müssen.  
Nur eines ist für uns hierbei einigermaßen erstaunlich und zugleich sehr erfreulich. Bei all den Schreiklagen, die von Soldaten in der letzten Zeit verübt wurden, gehören die Thäter dem Unteroffizier- und noch häufiger dem Offiziersstande an. Das heißt, um mit Sabor zu reden, tief bilden. Es wäre uns nicht verwunderlich, wenn auch die Mannschaften in proportional verhältnismäßiger Zahl als Theilhaber an solchen Ereignissen auf-marschierten. Aber die Mannschaften, deren größte Mehrzahl aus den Schichten der Bevölkerung her-kommt, welche sonst immer als Weib und rote Arbeiterhanden von den Ordnungswächtern be-zichnet werden, sie haben sich, soviel uns bekannt ist, thatsächlich fast gänzlich von den Ausschreitungen ferngehalten und es den Söhnen der „besitzenden und gebildeten Klassen“ überlassen, diese freigeistlichen Vorleben im Frieden zu pflegen.  
Alle diese Erwägungen können uns nur darin bestärken, unsere Forderung auf Abschaffung des stehenden Heeres zugleich mit der Beseitigung des kapitalistischen Kauffsystems, zu dessen Schutze der Militarismus wirkt, aufrecht zu erhalten. Bei der Agitation für diese Forderung, bei der Auf-gang sofort daran ihn durchzuführen, um ihre brennende Neugier zu befriedigen. Sie ist es Bücher heraus, ich selbst nach den Titeln und Autoren, oder gab sie zur Prüfung an Goleßin.  
„Geheige — Lesung!“ riefen sie, und sie sahen sich an, ganz verduht.  
„Und hier Schiller!“  
„Wäre!“ Die Indignation der Gräfin steigerte sich noch, als ihr jetzt Wagner's Geschichte der französischen Revolution und Rousseau's Gesellschafts-vertrag, mit seinen Neben- und Bekenntnissen zu-sammengedruckt, in die Hände fiel.  
„Goleßin, mach' hastig eine alte Encyclopädie aus dem Jahre 40 bei Seite, um zu sehen, was dahint' r aufgestellt war.“  
So wuchs ihre Gier und ihr selbstiges Interesse an diesem Studium. Hier gewannen sie einen Einblick in das Seelenleben eines Indi-viduum's, das in der Gesellschaft einen so niedrigen Rang einnahm, so tief unter dem irdischen, und das sich nun verman, in seinem geistigen Verhären sich auf gleiche Höhe mit ihnen zu stellen.  
„Und hat Ihr Sohn diese Bücher häufig in die Hand genommen?“ fragte sie erdhigt von der Arbeit und ihrem Eifer.  
„Nur jeden Sonntag hat er drin g'lesen, aber dann schon gleich von früh bis Abends.“  
„Nebenbei g'schick“, las jetzt die Gräfin, völlig auto-matisch, doch endlich auf etwas harmloses zu setzen, aber schon im nächsten Augenblick stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus, „von Kallist!“  
„und als hätte sie Feuer berührt, schreuberte sie das Heftchen, das diesen Titel trug, weit von sich.“  
„Goleßin hatte ein diebställiges Werk aufgeschlagen, er warre darauf und es zitterte in seinen Händen.“  
„Es war Darwin's „Entstehung der Arten“.“  
(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

### Die Alten und die Neuen.

Roman von W. Raufo.

(Fortsetzung.)

„O mein — Bücher haben wir g'nug, aber ob's geistlich sind? — Ich vermein, die feind's nicht, die ihm der alte Regier vermaht hat, der —“  
„Sie fiedte, ich weiß halt nicht, wie Hochwürden von denken, weil's mit seiner Bräulein Tochter bekannt sind.“  
„Ihr Instinkt hat Sie sicher geleitet,“ rief die Gräfin darzwischen, „es kann ihm kein Segen kommen von dieser Seite.“  
„Aber noch weit gefährlicher wirken die neuen Bücher, die man jetzt allenhalten unter den Arbeitern zu verbreiten sucht, wißt Ihr — jene ganz neuen — die auch ihm mütigst angekommen sind.“  
„Aus id!“ rief sie, und schlug in Ueberraschung und Schreck die Hände zusammen, „Hochwürden wissen davon!“  
„Diese enthielten das schlimmste, das gefährlichste Gift für Ihren Sohn.“  
„Ja ja, was ich halt immer gesagt hab', die jactrischen Bücher! Deshalb hat er auch gar so heimlich damit gethan, und hat sie vor mir ver-steckt g'hallen.“  
„Sie beschließen sich also nicht in jenem Schwärze?“  
„Wüß nicht, — aber so was — ich hab' mir's gleich beut, denn — denn —“  
„Gleichzeitig Euer Gewissen, gute Frau,“ sagte der Vater mit ebentheiliger Sanftmut, indes er in ungeduldiger Pein die Ringen in die geballte Faust drückte. Die Hofier holte tief aus zu dem Beschlusse: „Geh'n, die Krusen dort am Fenster, in der er sein Sachert hat, ist immer offen g'worden, mein Gott, er hat nicht viel bin, und seinen Berg-

sich hernteder und wählte nun seinerseits in der Kruse. Er hatte sich bald überzeugt, daß die Kruse recht baute.  
„Und Ihr habt es drüßlich gesehen, daß er hier Bücher verbrocht gehabt?“  
„Trotz der gewohnten Selbstbeherrschung verriet sich die müßige Erregung in seiner Stimme.“  
„Bei meiner armen Ser!, Hochwürden, ver-sicherte die Hofier, „ich hab' sie selber in der Hand g'habt.“  
„Und es waren ihrer mehrere?“  
„Wohl so a Stück a zein.“  
„Von gleichem Aussehen?“  
„Ganz gleich, eins wie's andere.“  
„Und die Aufschrift, der Titel?“  
„Ich kann schon lesen, aber das nit, was da drauf g'standen ist; und einwändig kann' man grad nur von unten ein bißel die Nasen 'nein-tuchen; so ich glaub' schon, daß das die verbotenen Bücher waren, die von allen Seiten zuist sind, weil man's halt nit offen und ehrlich lesen darf.“  
„Er hat sie weiter verbrocht,“ murmelte Goleßin zwischen den Zähnen, „er ist strafällig.“ Und dann zur Gräfin: „Sie sehen, alle meine Ver-mutungen haben sich bestätigt, aber wir sind zu spät gekommen.“  
„Wir werden wenigstens bis an's Ende gehen,“ ergruppelte sie entschlossen, und ihr Gesicht blicke auf wieder in die freundlichsten Falten legend: „Niede-trau, ich wünsch' sehr die Gräfin's feinen zu lernen, die Herr Marx Ihrem Sohne vermaht hat.“  
Die Hofier sah etwas bedankt an.  
„Ich weiß, er häit's mit sich in's Stad g'nommen; der Georg hat sich g'müß mir Gutes daraus herauf'lesen und doch halt' er so viel drauf, und darum weiß ich halt nicht —“  
Aber die Gräfin fragte nicht weiter um die Erlaubnis, sie hatte den Bücher'schrank geöffnet und